



# WOLKEN TURM

THRILLER

MICHAEL ROTH

LINDEMANN'S BIBLIOTHEK

Michael Roth

*Für meine Frau Christiane,  
meine Tochter Simone,  
Henning und meinen Enkel Jonah  
und alle, die durch ihr aufrichtiges Denken  
und Handeln meine Tage bereichern*

# Wolkenturm

Thriller

Lindemanns  Bibliothek

1. Teil

Die Silvesternacht war frostig. Das Jahr 1899 lag in seinen letzten Atemzügen. In der Küche unserer Villa hatte sich unser Personal versammelt und sich um die mächtige Tischplatte aus weißem Marmor geschart. Sie war ein Ungetüm und der Block, aus dem man sie herausgesägt hatte, musste mindestens vier unendliche Meter lang gewesen sein.

Unsere Bediensteten erfüllten den Raum mit ausgelassenem Palaver. Der eine oder andere blickte mit einem Hauch von Wehmut drein und schwieg versonnen. Auf dem Tisch standen drei Champagnerflaschen und Schalen mit Gebäck. Die Korken waren durch den Raum geschossen und endlich ergoss sich der kostbare Tropfen aus meines Vaters Weinkeller in die Gläser, die man dem Einschenkenden ungeduldig entgegenhielt. Die Wangen unserer beiden Köchinnen glänzten speckig rot. Wie jedes Jahr hatten sie ein exzellentes Mahl zubereitet. Jetzt, wo die letzten Kessel gespült, die Tische gewischt, die Herdplatten mit Speckschwarzen poliert waren und alles edel blitzte, konnten auch sie ihren langen Arbeitstag als beendet betrachten. Karl, unserem Chauffeur, war es vorbehalten, laut von zehn abwärtszuzählen. Bei fünf stimmten die Haushälterinnen, unsere Diener und die Köchinnen inbrünstig mit ein und gemeinsam verabschiedeten sie die letzten Sekunden des Jahres. Dann schmetterten sie sich im Chor fröhlich das *Prost Neujahr* entgegen. Augenblicke später ergriff jeder einen der kupfernen Töpfe und Kessel, hämmerte leidenschaftlich mit einem Löffel darauf herum und schrie übermütig etwas Unverständliches hinaus. Mit diesem Ritual begrüßte unser Personal jedes neue Jahr.

Auch im übrigen Berlin klopfte man sich voller Glückseligkeit auf die Schultern, wildfremde Menschen umfassten sich freude-trunken und legten sich darauf fest, dass das soeben aus der Taufe gehobene zwanzigste Jahrhundert dazu auserkoren sei, besonders segensreich zu werden.

Natürlich begann unser Mädchen Irma wieder herzerweichend zu heulen und jeder durfte staunend ihre Gänsehaut auf den Armen betrachten, die sie, jedenfalls behauptete sie dies, immer vor Rührung bei feierlichen Glockenschlägen bekam.

Just in jenem Moment trockneten die beiden Hebammen den Schweiß vom glühenden Gesicht meiner Mutter.

„Wir haben es geschafft, gnädige Frau“, sagte eine der beiden, „ein prachtvoller Junge!“

Mein Vater indes soff sich zur gleichen Zeit mit den Herren seines Clubs und in Gesellschaft einiger alberner, leicht bekleideter Damen in dieses Jahrhundert hinein. Er hielt sich sorgsam an diese Tradition. Einen Grund, im Moment meiner Geburt davon abzuweichen, gab es für ihn nicht.

Es würde einige Zeit dauern, bis man es in Briefen richtig schrieb: 1900! Doch an solche bevorstehenden Gewohnheiten dachte in jenem Augenblick niemand. Ein Mensch zweier Jahrhunderte war man. Und diese Tatsache, die nur der Hälfte aller Erdbewohner beschieden war, genügte, um den Kopf zumindest ein winziges bisschen höher zu tragen. Ich gehörte nicht dazu und dennoch war der Zeitpunkt meiner Geburt außergewöhnlich.

Tante Apolonia, meines Vaters jüngere Schwester, wurde in späteren Jahren nie müde zu berichten, wie der Busen meiner Mutter vor Glück gewogt habe, als man anlässlich meiner Taufe meinen Namen und die Zahl 1900 feierlich in unsere riesige Familienbibel eintrug. Gelesen wurde in diesem reichlich verzierten Buch nie. Es verschwand tief in einer Schublade und blieb dort für alle Zeit.

Auch meine Mutter pflegte hin und wieder in Erinnerung zu rufen, dass ihr Sohn ein Jahrhundertkind sei. Die Damen, mit

denen sie an Sonntagnachmittagen ihr Kaffeekränzchen abhielt, nickten dabei stets artig. Sie wiegten vielsagend die gepuderten Köpfe und schenkten den Worten meiner Mutter ein höfliches Lächeln: „Sie Glückliche, wie aufregend, ein Kind in ein neues Jahrhundert hineingeboren zu haben!“

In jenen Jahren waren wir wohlhabend. Allein für die Verwaltung unseres Reichtums hatte mein Vater zwei erfahrene Geldfachleute eingestellt. Wer die Gunst unserer Familie besaß, durfte sich glücklich preisen.

1907 bezogen wir unsere neu erbaute Villa, ein stattliches Gebäude am Rande Berlins. Wir Kinder liebten das Labyrinth unzähliger Räume und Gänge, in dem sich wunderbar Verstecken spielen ließ. Mein besonderes Geheimversteck, einen kleinen Verschlag, eingelassen in eine Wand der Wäschekammer, entdeckten meine Geschwister nie. Oft kroch ich erst nach einer halben Stunde hinter dem kaum wahrnehmbaren Türchen hervor. Bis dahin hatten meine Geschwister die Suche längst entnervt aufgegeben.

Von meinem Versteck aus beobachtete ich auch einige Male meinen Vater. Durch einen schmalen Schlitz sah ich, wie er mit rotem Kopf das Kleid unseres französischen Hausmädchens Chantal ungeduldig nach oben zerrte. Ich erinnere mich, wie ich es komisch fand, dass sie keine Unterhose trug. Vater drückte sie auf den Tisch, der direkt vor meinem Versteck stand, und vergrub sein Gesicht in dem schwarzen Geflecht, welches sie ihm mit aufreizendem Lachen entgegenhielt. Eines Tages entdeckte sie mich, wie ich durch den Spalt lugte. Sie verriet mich nicht. Sie lächelte mir nur zu und schob ein Wäschestück vor den Spalt.

Um die Villa herum erstreckte sich ein Park von unermesslicher Weite. Nie habe ich wirklich herausgefunden, wo unser Besitz endete. Honorige Persönlichkeiten gaben sich bei uns die Klinke in die Hand. Mein Vater kannte jeden Geschäftsmann, der in Berlin Macht und Einfluss besaß. Sie handelten mit Metallen, stellten Justiergeräte oder Bajonette her oder sie arbeiteten an der

Verfeinerung von Zündern für Schusswaffen. In der Fabrik meines Vaters entstanden modernste Gewehre. Man belieferte damit Kasernen in ganz Deutschland. Das Geschäft blühte. Mein Vater beschäftigte über hundert Arbeiter in seiner Fabrik. Wir Kinder, meine vier Geschwister und ich, durften die teuersten Privatschulen besuchen. Mich, ihren Liebling, ihr Jahrhundertkind, steckte meine Mutter gegen den Widerstand meines Vaters auf eine Kunstschule. Ich lernte malen, zeichnen und wie man Drucke fertigt. Mein Vater, der für *solchen Quatsch* keinen Sinn hatte, begann, mich zu verspotten. Künstler schalt er *mit Farben herumschmierende Spinner und Taugenichtse*. Ein Mann, der nicht auf Profit und Macht abzielte, war in seinen Augen kein Mann. Mathematik, Physik, Wirtschaftswissenschaften und Französisch erschienen ihm kommod. Meine beiden älteren Brüder mussten diese Fächer auf den Gymnasien büffeln. Dass das Unternehmen von ihnen weitergeführt werden sollte, stand für meinen Vater schon seit ihrer Geburt fest. Ich spielte keine Rolle in seinen Plänen. Genau genommen war ich ihm gleichgültig.

Der Krieg, der sich ab August 1914 wie ein Unwetter über die Nationen wälzte, veränderte unser Leben. Vater hatte sich mit unseriösen Geschäftemachern eingelassen. Auch verfiel er, wie zahlreiche andere Opportunisten dem Wahn, durch raffiniertes Spekulieren auf den sensibel gewordenen Geldmärkten gutgläubige Geldanleger übertölpeln zu können. Selbst durch den massenhaften Ankauf von Kriegsanleihen glaubte er, satte Gewinne einstreichen zu können.

Das Ende unseres Reichtums kam schnell und erbarmungslos. Als meinem Vater bewusst wurde, dass sowohl unsere Fabrik als auch unsere Familie vor dem Ruin standen, setzte er sich seine großkalibrige Pistole an die Schläfe. Das Geschoss riss beim Austritt ein riesiges Loch in seinen Schädel. Ein Teil des Gehirns klatschte auf seinen Abschiedsbrief. Darin stand etwas von Schande, die er nicht ertragen könne. Der Rest war durch das Gehirn nass und unleserlich geworden.

Nie habe ich verstanden, warum mein Vater für den selbstverschuldeten Niedergang nicht einstand. Seine Selbsthinrichtung pries man in der kläglichen Runde seiner verbliebenen Freunde als *ehrenhaft*. Nicht mehr viele Männer gebe es in diesem Deutschland, so war zu hören, die bereit seien, edel und großmütig zu handeln wie mein Vater.

Im Winter von 1917 auf 1918 wurden wir geplündert. Die kostbaren Möbel zerbarsten unter den Äxten unserer wütenden Arbeiter und wanderten als Brennholz in die Öfen der kargen Stuben.

Vater hatte sie um ihren Lohn geprellt. Wer im vierten Kriegsjahr das Feuer an unsere Villa legte, konnte nie ermittelt werden.

Unsere Familie zerfiel. Bereits 1917 waren meine beiden Brüder an der Somme heldenhaft gefallen, verwest und von Ratten aufgefressen. Die ältere Schwester hatte ohne unser Wissen geheiratet, zog mit ihrem Mann nach Hamburg und ward nie wieder gesehen. Unser Käthchen verkaufte ihre Reize, nachdem sie von uns abgehauen war, in einem Berliner Nachtclub. Als man sie dort wegen Diebstahls hinauswarf, geriet sie in die Fänge eines Luden. Die Straße wurde ihr zum Verhängnis. Kaum hatte sie eine Syphilis überstanden, fing sie sich etwas Neues ein. Mit 21 Jahren trat sie von dieser Erde ab.

Meine Mutter begann zu trinken und machte sich zum gefügigen Werkzeug eines um zehn Jahre jüngeren Hausierers. Er stammte aus Karlsruhe und verbrachte seinen Tag damit, den Leuten Laugen und Kurzwaren aufzuschwatzen. Mit seinen Wundermitteln sei das Putzen, versicherte er mit unterwürfigem Augenaufschlag jedem, der so dumm war, ihm überhaupt die Türe zu öffnen, ab sofort ein Kinderspiel. Kaum jemand interessierte sich für sein Geschwätz. Die Menschen hatten andere Sorgen.

Nach Kriegsende folgten wir ihm in den Süden. In Mannheim bezogen wir eine schmutzige Zweizimmerwohnung in einer ebenso heruntergekommenen Arbeitersiedlung am Rande der Stadt. Meine Mutter ließ sich regelmäßig von dem Hausierer verprügeln. Auch ich erhielt Schläge. Ich war schwächlich, hatte ihm nichts entgegenzusetzen. Dennoch schmetterte ich ihm eines Tages mit all meiner Kraft eine leere Flasche ins Gesicht. Die Flasche zerbrach nicht. Das hässliche Krachen aber, mit dem sein Kiefer zersplitterte, blieb mir Monate lang im Ohr. Die Hälfte seines Gesichtes verlor jegliche Straffheit und sank nach unten. Während ich aus der Haustüre stürzte, raffte ich seinen Mantel an mich. Seine Brieftasche war darin mit ein paar Münzen. Tagelang irrte ich ziellos durch die Straßen. Ich schlief auf Parkbänken, die Kälte wollte mich zermürben. Als das Geld verbraucht war, kletterte ich heimlich in einen der wenigen Züge, die in Deutschland noch

führen. Ich gelangte nach Karlsruhe. Wochenlang drückte ich mich in der Nähe des Bahnhofs herum. Zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr ich, was es bedeutete, quälenden Hunger zu haben. Als eine Frau die Pelle einer Wurst in einen Abfallkübel warf, wühlte ich sie gierig wieder heraus. Von da an war alles Essbare aus dem Müll meine Mahlzeit. Anfangs spie ich alles hinaus, dann ließ der Ekel nach.

Eines Tages stand eine Gruppe verwilderter Gestalten hinter mir. Sie packten mich an den Haaren und zerrten mich aus dem Bahnhof nach draußen. Mit ihren Tritten in meinen Unterleib machten sie mir unmissverständlich klar, zu wessen Revier die Abfallleimer im Bahnhofsgelände gehörten. Während ich mich noch vor Schmerzen krümmte, tauchten zwei Schupos auf. Ob ich eine Anzeige gegen die Burschen machen wolle, wurde ich gefragt. Ein Unbekannter habe mich angegriffen, log ich. Die Obdachlosen seien nur herbeigeilt, um mir zu helfen. Alles sei nicht der Rede wert. Ich hatte Glück, Papiere wollten sie nicht sehen. Die Berber klopfen mir mit ihren schmutzigen Pranken anerkennend auf die Schulter. Dann forderten sie mich auf, ihnen zu folgen. In einem stillgelegten Tunnel, ein gutes Stück abseits des Bahnhofs, hausten sie. An seinem Eingang wucherten dornige Hecken. Sie machten den Zugang ins Innere beschwerlich. Normale Bürger wagten sich nur selten in die Nähe dieser Höhle. Selbst die Polizei machte respektvoll einen Bogen um dieses Loch.

Die heruntergekommenen Kerle reichten mir etwas Essbares. Ich wusste nicht, was es war, aber ich bemühte mich, es hinunterzuwürgen. Einen knochigen, hochgewachsenen Typen nannten sie Attila. Attila schien der Anführer dieses stinkenden Haufens zu sein. Er teilte Gruppen ein, die auf Beute gehen mussten, er bestimmte, wer den Stollen säuberte, er brüllte denjenigen an, der zu nahe am Lagerplatz pisste.

Durch Attila lernte ich, wie Überleben funktionierte.

„Man muss es wollen, das Überleben“, pflegte er zu sagen, „wenn du dich aufgibst, ist es besser, du verreckst gleich und ersparst dir eine quälende Leidenszeit.“

Er nahm mich mit auf seine Streifzüge, eine tiefe Freundschaft entstand. Attila zeigte mir, wie man richtig bettelt. Ich lernte, welches mitleidsvolle Gesicht man dabei machen musste, welche devote Körperhaltung man einzunehmen hatte und bei welchen Leuten es von vornherein zwecklos war, die Hand aufzuhalten.

„Die Welt ist voller skurriler Typen. Die Hochnäsigen, die arroganten Pinkel, das sind die Schlimmsten“, belehrte mich Attila.

„Oder die verwöhnten und verweichlichten Muttersöhnchen. Die haben noch nie wirklich mit Dreck und Elend zu tun gehabt. Am liebsten würden sie auf dich spucken. Frauen dagegen sind edler, am meisten mag ich die um die Fünfzig, das sind die besten. Sie geben dir ein paar Pfennige, weil sie vielleicht einen Sohn hatten, der im Krieg für Kaiser und Vaterland opferwillig und gern gestorben ist und an den du sie erinnerst. Oder sie werfen etwas in den Hut, weil ihnen meine dunklen Zigeuneraugen gefallen.“

Attila grinste schelmisch und schlug mir mit seiner sehnigen Hand auf die Schulter. „Vielleicht aber haben sie auch Angst, dass der finstere Zigeuner mit dem bösen Blick über sie herfällt, wenn sie ihm nichts geben oder dass er sie mit einem Fluch belegt.“

„Ich glaube, ich bin auch ein Muttersöhnchen“, wagte ich einen zaghaften Vorstoß.

„Das brauchst du mir nicht zu erklären, ich habe es an deinen Händen gesehen. Schwer gearbeitet hast du nie. Mag sein, dass es nicht deine Schuld ist. Aber keine Angst, ich bewerte Menschen nicht nach solchen oberflächlichen Dingen. Wie du mir begegnest, das ist entscheidend für mich.“

Wieder legte er ein breites Grinsen über sein gebräuntes Gesicht. Erleichtert nickte ich.

An Attilas Seite fühlte ich mich sicher. Er war beinahe einen Kopf größer als ich, hatte ausgeprägte Schultern und kräftige, sehnige Hände. Sein Haar reichte weit in seinen Nacken hinunter und schimmerte bläulich schwarz, als sei es eingölet. Sein markant geschnittenes Gesicht barg eine faszinierende Wildheit. Ich stellte mir vor, dass Frauen ihn sehr attraktiv fanden. Wie alt er

war, wusste er selbst nicht. Ich schätzte, dass er doppelt so alt sein musste wie ich. Als ich ihn danach fragte, sagte er: „Sie werden sich bei einem Zigeuner keine Gedanken machen, welche Jahreszahlen sie nach seinem Tod in den Grabstein ritzen. Ob du dabei ein Jahr älter oder jünger bist, welche Rolle spielt das schon in dieser dekadenten Welt. Sie werfen den Zigeuner in eine Grube und sorgen sich höchstens, dass sie sich am Leichnam angesteckt haben könnten. Grabsteine sind nur für die feine Gesellschaft, nicht für die Elenden dieser Welt.“



Das Jahr 1923 taumelte düster seinem Ende entgegen. Während die Inflation in einen Milliardenwahn wucherte, verendeten in Karlsruhe und anderen Städten Deutschlands Menschen im Minutentakt. Kaum hatte der Hunger ein Leben ausgelöscht, vernichteten Rachitis oder Tuberkulose das nächste. Unterernährte Kinder stellten das Wachstum ein, waren zu klein für ihr Alter und starben jammervoll. Mütter mit leeren Gesichtern blieben zurück.

Von den Obdachlosen, mit denen ich seit vier Jahren im Tunnel hauste, waren nur noch neun am Leben. Fünf Männer aus unserem Haufen hatte sich der Tod bereits ohne große Mühe ge-griffen. Männer? Nein, sie waren Skelette, nichts anderes, Skelette, über die eine lederne Haut gespannt war.

Karl Bernauer war der Erste, der kreperte. Auf einer Müllhalde hatte er versucht, einer Ratte etwas abzujagen. Das Tier war nicht gewillt, seine Beute zu teilen. Uplötzlich schnellte es Karl entgegen und vergrub die messerscharfe Kante seiner Schneidezähne tief in dessen Wange. Karl brüllte auf und warf seinen Schädel hin und her. Aber die Ratte fiel nicht ab. Immer tiefer, so schien es, wollte sie sich in der verdorrten Gesichtshaut ihres Feindes verbeißen. Dabei gab sie schrille quiekende Laute von sich. Endlich gelang es Karl, die Ratte zu packen. Mit einem heftigen Ruck riss er sie aus seinem Gesicht. Ein Fetzen Haut hing in ihren Zähnen. Zurück blieb ein hässliches Loch in Karls Gesicht, aus dem jetzt ein dunkler Blutschwall schoss. Angewidert quetschte Karl den kleinen Leib in seiner Faust so fest zusammen, dass die feinen

Knochen splitterten und das Gedärm zwischen seinen Fingern hervorquoll. Dann schleuderte er den nassen Klumpen zu Boden und stampfte wie von Sinnen immer wieder mit dem Stiefel darauf. Als sein Blick auf seine Hand fiel, übergab er sich. Er warf sich auf die Knie und scheuerte seine mit kleinen blutigen Därmen verklebten Finger über den sandigen Boden.

Fünf Tage später lag er morgens plötzlich tot zwischen uns. Die Wunde hatte sich entzündet und war bedrohlich angeschwollen. Karls rechtes Auge war völlig hinter einem eitrigen Wulst verschwunden. Dann war das Fieber gekommen. Für einen Arzt, wenn man überhaupt einen hätte aufreiben können, war es zu spät.

Wilhelm III. hieß in Wirklichkeit Helmut Bergenhoff. Da er dem verfloffenen Kaiser verblüffend ähnlich sah, ernannten wir ihn zu dessen Thronerben und so erhielt er seinen Namen. Wir fanden ihn auf Geleisen ein paar hundert Meter von unserem Unterschlupf entfernt. Das Rad eines Zuges hatte seinen Kopf sauber vom Rumpf getrennt. Fast beneideten wir ihn. Um keinen Ärger mit der Polizei zu haben, verscharrten wir ihn sofort neben den Schienensträngen.

Zoltan, den Ungarn, raffte eine Lungenentzündung hinweg. Als er in die andere Welt hinüberdämmerte, röchelte er wiederholt den Namen *Angelika*. Er hatte von ihr erzählt. Wir wussten, mit wie vielen Kerlen sie ihn betrogen und wann sie ihn endgültig verlassen hatte. Über Nacht, hatte sich Zoltan ereifert, sei sie abgehauen, damals, mit dem Hannes vom Nachbarhof. Nie wieder habe er sie gesehen. Vielleicht hatte er in den letzten Minuten seines kümmerlichen Daseins doch noch seinen Frieden mit ihr gemacht.

Alois Stürmer, genannt der Maikäfer, weil er fortwährend vor sich hin brummete, quälte sich noch endlos lange mit seinen Hautkrebsgeschwüren herum, bis er schließlich am Ende jeglicher Widerstandskraft in unseren Armen verendete.

Dieter D, der schweigsame Langweiler, war nur verhungert. Nichts weiter. Mit weit aufgerissemem Mund lag er eines Tages

neben einem der Mülleimer am Bahnhof und schwieg für immer. Seinen Nachnamen haben wir nie erfahren.

Damit waren wir nur noch neun. Die Verluste machten uns nicht betroffen. Schon seit geraumer Zeit hatte sich in den meisten Köpfen eine sonderbare Gleichgültigkeit ausgebreitet. Wir waren da angelangt, wo die letzte Flamme an Lebenswillen zu erstickten schien. Es war egal geworden, ob einer starb, ob man vielleicht bald selbst verendete oder wer der Nächste sein würde, den man verscharren musste. Einschlafen wollten wir. Nur nicht mehr mit diesen qualenden Schmerzen aufwachen müssen!

Ich klammerte mich trotz meiner Verzweiflung immer noch an Attilas Worte. Ich wollte überleben. Und Attila wollte es auch. Er würde nicht aufgeben und sich bereitwillig zum Sterben hinlegen. Aber auch der eiserne Wille dieses zähen Burschen, so fürchtete ich, konnte eines Tages ins Wanken geraten. Ohne Attila war ich verloren, das wusste ich. Noch immer hielt er schützend seine Hand über mich, gab mir von seiner mickrigen Ration immer wieder einen Teil ab und bewahrte mich vor Übergriffen der anderen. Längst aber genoss er nicht mehr jene uneingeschränkte Autorität wie zur Zeit unserer ersten Begegnung. Der Hunger zersetzte die Gehirne und trieb die Vernunft aus den Köpfen. Hatten wir bisher unsere Beute, erbetteltes Geld oder erbetelte Lebensmittel zusammengetragen und dann gleichmäßig verteilt, hatte sich nun eine Gruppe gebildet, die auf eigene Faust Streifzüge unternahm. In dieser Gruppe hatte Kuno Kolaschke die Führung an sich gerissen. Kuno war skrupellos und unberechenbar. Außerdem hasste er Attila und beschimpfte ihn wiederholt als dreckigen Zigeuner, der den anständigen Deutschen das Brot wegfresse.

Attila reagierte nicht darauf.

„Es hat keinen Sinn, unnötige Kraft für eine Schlägerei zu vergeuden“, erklärte er mir. „Lass diesen Narren reden. Es wird ihm nicht gelingen, mich zu kränken. Dafür bin ich zu stolz. Wenn er aber jemals seine schmutzigen Hände an mich legt, werde ich diese Kanalaratte abstechen, verlass dich drauf.“

Trotz meiner Wut wegen der Demütigungen gegen meinen Freund verstand ich Attilas Zurückhaltung. Attila war klug. Er wusste, würde sich Kolaschke mit seiner Bande auf uns stürzen, bedeutete das unser Ende. Sie würden uns totschielen, daran bestand kein Zweifel. So war ich erleichtert, als Kolaschke eines Tages mit seinen Leuten den Tunnel verließ und in eine ehemalige, halb zerfallene Waffenfabrik übersiedelte. Doch nun entbrannte ein erbitterter Kampf um die Vorherrschaft über die Kioskülleimer. Kolaschke war es gelungen, noch weitere Leute um sich zu scharen. Mit diesen Schergen baute er ein beinahe lückenloses Überwachungsnetz auf und zwang uns, Plätze an den Rändern der Stadt aufzusuchen, die weit von unserem Tunnel entfernt lagen. Wieder nahte der lange Winter. Unser Ende schien gekommen.

Im Sommer 1919 hatte ich geglaubt, dass der Ausstieg vom Leben auf der Straße lediglich eine Frage der Zeit sei. Einem Jahrhundertkind wie Max Morgenthau musste, allein schon aufgrund des außergewöhnlichen Zeitpunkts seiner Geburt, Glück beschieden sein. So vertraute ich darauf, in absehbarer Zeit Arbeit zu finden und in ein bürgerliches Leben zurückzukehren.

Beinahe sechs Jahre waren seitdem vergangen. Ich hatte aufgehört zu träumen. Mit jeder hereinbrechenden Nacht pressten sich Kälte und Nässe enger an das klägliche Überbleibsel meines Körpers und furchtbare Hungerkrämpfe ließen mich nicht mehr in einen seligen Schlaf sinken. Als gegen Ende des Jahres 1924 der Winter viel zu früh einsetzte, fand ich mich endgültig damit ab, dass für den schmalen Rest meines kümmerlichen Lebens die Gosse mein Zuhause sein sollte. Arbeit zu suchen hatte ich längst aufgegeben. Ich war bis auf die Knochen heruntergemagert und für nichts mehr zu gebrauchen.

Deutschland lag erschöpft am Boden. Die Forderungen des Versailler Vertrags erstickten selbst die zaghafteste Zuversicht unter den Elenden. Jeder Tag im Sumpf fühlte sich endlos an. Meine Energie war aufgezehrt. Nichts mehr in mir wollte sich gegen das jämmerliche Dasein sträuben. Wie viele Tage würde ich die Schmerzen, die beißende Kälte und das Leben im Dreck mit all seinen Krankheiten noch ertragen können, bevor ich tot dalag?

Auch Attila war dort angekommen, wo ich um sein Leben bangte. Tiefe schmutzige Furchen hatten sich in sein Gesicht eingegraben. Dieses stolze Gesicht, das mir seit unserer ersten Begeg-

nung auf ewig unerschütterlich schien, war jetzt übersät mit hässlichen Geschwüren. Dreck und Kälte hatten seine Lippen gesprengt, aus den Rissen blutete es oder sie eiterten. Ich wusste, dass ich genauso aussah. Jeder im Tunnel hatte die gleiche ekel-erregende Visage, den gleichen nach Pisse und Scheiße stinkenden Leib.

Sollte Attila sterben, würde ich keine zwei Tage weiterleben. Umso verzweifelter registrierte ich seinen unaufhaltsamen Verfall. Die Angst vor dem jammervollen Sterben peinigte mich, die Angst, dort im Tunnel zu verfaulen. Noch immer hoffte ich, wenigstens im Schlaf sterben zu dürfen. Bloß nicht bei Bewusstsein, nicht mit diesen furchtbaren Schmerzen!

Attila teilte selbst das Geringste, was er an Essbarem fand, mit mir. Noch immer tat er das. Ich war kaum noch in der Lage, aus eigener Kraft den Tunnel zu verlassen.

An einem frostigen Novembertag raffte ich mich dennoch auf, um Attila zu begleiten. Auch aus Dankbarkeit meinem treuen Freund gegenüber wollte ich bei ihm sein. Vielleicht waren es unsere letzten gemeinsamen Stunden. Die Sonne schleuderte ihre Strahlen auf die Dächer und Plätze der Stadt, aber ein unbarmherzig eisiger Ostwind fegte durch Karlsruhes Straßen und färbte die Gesichter blau. Viel war zwischen hochgezogenen Manteltragen und mehrfach um den Hals gewickelten Schals von ihnen nicht zu sehen. Nur blaugraue Nasen ragten triefend aus der Vermummung hervor.

Attila und ich schleppten uns ziellos in der Nähe der Kaiserstraße umher, immer auf der Hut vor Kolaschkes Bande. Die Kaiserstraße selbst durften wir nicht betreten. Auch der Marktplatz um die Pyramide herum war für uns Sperrgebiet. Kolaschke beherrschte die halbe Stadt. Unsere Hände hatten wir mit Fetzen von Jutesäcken umwickelt. Abwechselnd ließen wir uns eine Minute lang auf dem kalten Bürgersteig zum Betteln nieder. Nicht länger. Jetzt eine Blasenkrankung und der Tod war nur noch eine Frage von Stunden.

Nach einer geraumen Zeit erfolglosen Bettelns fingen wir an, Abfallkübel zu durchwühlen. Alles, was uns irgendwie brauchbar

Hier können Sie "Wolkenturm" sofort kaufen und weiterlesen:

[Amazon](#)

[Apple iBookstore](#)

[buchhandel.de](#)

[ebook.de](#)

[Thalia](#)

[Weltbild](#)

Viel Spaß!